

Zwei Jahre

„Die ihr eintretet, lasst alle Hoffnung fahren!“

Diese Worte aus Dantes „Göttliche Komödie“ hätte unsere draußen!-Autorin gerne an den Toren ihrer neuen Schule gehabt. Vielleicht hätte sie sich dann anders entschieden. So begann aber mit Beginn der weiterführenden Schule eine Zeit, die bis heute prägend ist.

Der Wecker klingelt. Laut, durchdringend, schrill. 6 Uhr. Ich bin schon seit einer Stunde wach. Trotzdem wünsche ich mir, weiterschlafen zu können. Zumindest so lange, bis der Tag vorbei ist. Ich weiß nicht, was heute passieren wird. Und doch weiß ich es ganz genau.

Seit einem Jahr bin ich auf der weiterführenden Schule. Ein reines Mädchengymnasium, eine private Schule. Guter Ruf, nach der Grundschule wollte ich dort unbedingt hin, zusammen mit meiner besten Freundin. Eigentlich können meine Eltern sich eine Privatschule nicht leisten. Irgendwie haben sie es doch möglich gemacht, weil ich es so sehr wollte. Ich frage mich heute, wie häufig sie es bereut haben.

500 Meter von meinem Elternhaus ist die Bushaltestelle entfernt. Ich jedoch laufe morgens eineinhalb Kilometer, um zur ersten Haltestelle zu kommen. Hier steigt niemand ein, ich bin die Erste im Bus und kann mir den Platz direkt hinter dem Busfahrer sichern. Dort bin ich sicher. Zumindest relativ. Mit dicken Kopfhörern auf, damit ich die anderen, die später einsteigen, nicht hören muss. Manchmal trifft mich trotzdem ein Rucksack von hinten am Kopf. Versehentlich, versteht sich. Solche „Versehen“ passieren nur ein, zwei Mal pro Fahrt. Als ich noch bei meiner ursprünglichen Haltestelle einstieg, sah das anders aus. Da musste ich auch aufpassen, wo ich meinen Rucksack

habe, sonst fand ich entweder neue Dinge darin wie alte Bananenschalen, benutzte Taschentücher, einmal sogar einen rot eingefärbten Tampon. Oder aber meine Bücher entwickelten ein Eigenleben, wanderten von Hand zu Hand und erst an der Endhaltestelle konnte ich diese mühsam auf 300 Meter aufsammeln. Wenn ich Glück hatte, an einem Stück. Wenn ich Pech hatte, musste mein Vater die Bücher mitnehmen und neu binden lassen. Meine Eltern müssen mich für furchtbar schusselig gehalten haben. Warum die Bücher so auseinandergeflettert und gerissen waren, erzählte ich nie.

Ich weiß nicht, was mich in den Fokus meiner Lehrer und Mitschüler gerückt hatte. Heute denke ich, dass es Zufall war – das ist es ja oft. Damals dachte ich, mit mir stimme etwas nicht. Es müsse etwas geben, an meinem Aussehen, meinem Verhalten, an mir, was meinen Mitschülerinnen das Recht gab, mit mir zu machen, was sie wollten. Ich weiß auch nicht, wann es anfang. Es war ein leiser, ein schleichender Prozess. Der mit jedem Tag mehr Eigendynamik bekam. Anfangs waren es kleine Dinge. Mein Federmäppchen, das die Runde machte und dem ich ganze Pausen hinterherjagte. Gekicher, wenn ich anfangs der Stunde nach einem Stift fragen musste, weil das Mäppchen immer noch abgängig war. Papierkügelchen, mit Speichel fest zusammengepappt, die mich am Kopf trafen. Ein geworfener Radiergummi. Anfangs lachte ich mit. Irgendwann wehrte ich mich, so, wie sich ein zwölfjähriges Kind eben wehrt. Damit setzte ich die zweite Spirale in Gang, diesmal auf Lehrerseite. Ich erhielt die Klassenbucheinträge, weil ich eine Mitschülerin anbrüllte, sie solle mich endlich in Ruhe lassen. Ich erhielt die Ermahnungen,

weil ich schon wieder mein Heft, mein Mäppchen, mein Buch nicht griffbereit hatte. Meine Proteste gegen die in meinen Augen unberechtigten Sanktionen galten als weitere Aufmüpfigkeit.

Meine Eltern bekamen nur einen Teil davon mit. Anfangs versuchten sie, zu intervenieren. Bis ein Lehrer fragte, ob ich denn bald wieder zu Mami laufen würde. Die Befürchtung, die man in dem Alter hat – dass die Eltern es nur schlimmer machten – hatte sich in meinem Fall bewahrheitet. Also belog ich zukünftig meine Eltern. Und stellte die Proteste ein. Je stiller ich wurde, desto vehementer wurden die Versuche meiner Mitschülerinnen, mich aus der Reserve zu locken. Mal fand ich Hundekot unter meinem Tisch, mal verschwanden meine Hefte im Klo und mussten von mir mühsam alle neu angefertigt werden. Ab und zu schüttelte mal ein Lehrer den Kopf, aber wer letztendlich hinter den Aktionen steckte, wusste niemand.

In den Pausen hörte ich sie reden. Leise, flüsternd, aber gerade so laut, dass ich es noch verstehen konnte. Die Mädchen machten sich lustig über meine Schuhe von Aldi, über mein widerspenstiges Haar, über meine Figur. Ging ich an Gruppen zu nah vorbei, stolperte ich häufig über ein Bein, das sich mir unerwartet in den Weg stellte. Noch gemeiner wurde es, wenn sie freundlich zu mir waren. Anfangs fiel ich darauf herein. Sie waren nett, forderten mich zum Mitspielen auf. Ihnen tue Leid, dass die Anderen (es waren immer „die Anderen“) so gemein zu mir waren. Mein anfängliches Misstrauen war nach drei Pausen zerstreut. Zu sehr sehnte ich mich danach, dazuzugehören, dass ich alle Vorsicht in den Wind schlug. Bei

einem der Spiele näherten wir uns immer mehr dem Schulteich, ein etwa knietiefes kleines Gewässer, das von einem der Biokurse angelegt worden war. Überraschend traf mich ein Stoß von der Seite und ich landete im Wasser. Grölendes Gelächter. Eine Hand wurde mir gereicht und kurz, bevor ich zugreifen konnte, wieder entzogen. „Ich fass dich besser nicht an, jetzt stinkst du bestimmt nach Fisch.“ Die Mädchengruppe zog weiter, feixend und feiernd, dass der Coup gelungen war. Mein Klassenlehrer war zornig. Nicht auf die Gruppe, sondern auf mich. Er glaubte, ich sei absichtlich in den Teich gesprungen, damit man mich nach Hause schicke. Deswegen tat er das genau nicht. So saß ich zwei weitere Schulstunden mit nasser Kleidung im Klassenzimmer, bis ein anderer Lehrer mich nach Hause entließ. Das war der Tag, an dem ich realisierte, dass ich keine Chance hatte.

Der Morgen, als der Wecker um 6 Uhr klingelt, ist ein ganz normaler Morgen. Scheinbar. Ich gehe die eineinhalb Kilometer zum Bus, sitze relativ unbehelligt hinter dem Busfahrer, nur einmal zieht jemand an meinen Haaren. Ich habe nichts geplant, doch die Angst, die mich jeden Morgen seit Monaten begleitet, wird immer stärker. Ich habe es satt. Ich will das nicht mehr. Meine Mitschülerinnen schlagen den kurzen Weg zur Schule ein, ich falle, wie jeden Morgen, weit zurück. Weiter als sonst. Als ich sicher bin, dass mich niemand mehr sieht, biege ich vom Schulweg ab Richtung Bahnhof. Spontan. Ich steige in den erstbesten Zug, ein ICE, der quer durch die Republik fährt. Ohne Fahrkarte, ohne Geld, nur mit meiner Schultasche, sitze ich über Stunden auf der Zugtoilette. Erst in Bayreuth wage ich mich aus dem Zug. Zwischenzeitlich ist es spät am Abend. Ich frage mich, ob jemand mein Verschwinden bemerkt hat. Wahrscheinlich sind sie froh, vermute ich. Meine Eltern weniger, aber die an meiner Schule bestimmt. An etwas anderes kann ich im Moment nicht denken.

Hinter dem Bahnhof laufe ich einem Polizisten in Zivil in die Arme. Ich rede mich um Kopf und Kragen, aber er glaubt mir kein Wort. Für ein Kind mit Schulranzen ist es zu spät, ich kann kein Ziel nennen, wohin ich unterwegs bin. Er ist freundlich, aber bestimmt. Und hat natürlich sofort kapiert, was hier Sache

ist. Zwei Stunden später sitze ich bei seiner Frau und einer Tasse Kakao, während er meine Eltern anruft. Die kommen gerade von der Polizei, nachdem sie mich den ganzen Nachmittag gesucht haben. „Du hast Glück. Der Kollege hat die Vermisstenanzeige noch nicht ins System eingegeben“, sagt er. Was genau er mit „Glück“ meint, verstehe ich erst viele Jahre später. So bleibt die Sache inoffiziell. Keine Ämter, keine Behörden, niemand muss eingeschaltet werden. Am nächsten Morgen holen mich meine Eltern ab. Froh, dass es mir gut geht. Mit Unverständnis, was mich dazu getrieben hat. Ich sage nichts.

Zwei weitere Wochen gehe ich noch in die Schule. Jetzt bin ich die Ausreißerin. Keiner fragt nach dem Warum. Aber das es „irre“, „krank“ ist, darüber sind sich alle einig. Bekomme ich eine schlechte Note, ist sie geschmückt mit einem Beisatz: „Haust du jetzt auch wieder ab?“ Jemand zerreißt meine Hefte. Jemand schüttet mir Spülmittel in meine Wasserflasche. Ich bekomme anonyme Briefe: „Wärst du mal weggeblieben. Dich will hier keiner.“ Und dann kommt der Tag, an dem ich genau das mache. Ich bleibe weg. Eines Morgens weigere ich mich, in die Schule zu gehen. Meine Eltern versuchen alles. Reden, schimpfen, toben, bitten – nichts hilft. Ein hinzugezogener Kinderpsychologe ist genau so ratlos, denn ich habe mich schon lange vorher entschlossen, dass mir sowieso keiner helfen kann. Meine Eltern suchen den Kontakt zur Schule, die zeigt sich gereizt. Jeder Tag, den ich fernbleibe, wird als unentschuldigter Fehltag geahndet. Meine Eltern rennen gegen Mauern an und scheinen langsam zu erahnen, was in mir vorgeht.

Zwischenzeitlich ist Ostern. In den Ferien besuche ich mit meinem Vater ein anderes Gymnasium, in einer anderen Stadt. Wir sitzen beim Direktor, der schüttelt den Kopf und sagt, dass er mich mit meinem Zeugnis nicht an einem Gymnasium aufnehmen kann. Zu schlechte Noten, zu viele unentschuldigte Fehltage. Dann bittet er meinen Vater hinaus und möchte mit mir alleine sprechen. „Wenn ich die Grundschulzeugnisse und die Zeugnisse dieser Schule vergleiche, dann wundere ich mich schon sehr“, sagt er. „Was ist in dieser Zeit vorgefallen?“ Zum ersten Mal gelingt es jemandem, meinen Schutzwall des Schweigens zum Bröckeln

zu bringen. Zögernd mache ich ein paar Andeutungen, die erwartete Abwehralterung bleibt aus. Vielmehr hört er zu, ruhig, aufmerksam, wertfrei. Danach schweigt er, eine Minute, vielleicht auch zwei. Und dann macht er etwas, wofür ich ihm bis heute zutiefst dankbar bin: er gibt mir eine Chance. Nach den Sommerferien will er mich für ein halbes Jahr zur Probe am Gymnasium aufnehmen. Wenn sich in dieser Zeit meine Noten verbessern und es keine Klagen oder Probleme gibt, darf ich bleiben. Falls nicht, ginge mein Weg auf eine Realschule. Ich bin einverstanden. Neue Stadt, neue Schule, neue Klasse. Mit dem neuen Schuljahr, sodass niemand sich etwas denkt. Ich bleibe hier bis zum Abitur. Einfach war es nicht, denn mein Misstrauen gegen Menschen sitzt seit diesen zwei Jahren an der Mädchenschule tief. Ich blieb Außenseiter, doch diese Isolation hatte ich selbst gewählt, zur Sicherheit. Meine Mitschüler ließen mich einfach in Ruhe und mir kam es wie das Paradies auf Erden vor. Bis heute bin ich für versteckte oder offene Anfeindungen sehr empfindlich. Anders als früher schütze ich aber keinen Täter mehr durch Schweigen. Weder in Bezug auf mich noch in Bezug auf andere. Und eine Sache macht mich froh: dass ich diese Zeit erlebte, als es noch kein Facebook gab. Heute ist der Hebel für Gängeleien und Mobbing viel länger. Es hört nicht auf, wenn man die Schule oder die Stadt wechselt. Das Netz vergisst nicht und das Netz schützt, so dass Täter anonym werden. Mobbing ist nichts, wo man „drüber stehen“ kann, was man „ignorieren“ kann. Es trifft, es macht verwundbar, es tut weh. Gerade, weil es so willkürlich ist und es keinen wirklichen Grund gibt. Ich würde gerne behaupten, dass mich diese zwei Jahre stark gemacht haben. Aber das wäre nur die halbe Wahrheit. Denn die zwei Jahre haben viel kaputt gemacht. In mir, aber auch in Bezug auf meine Familie. Ich hatte Glück und habe eine neue Chance bekommen. Aber wie viele Menschen haben dieses Glück nicht? d